



⇒ **Jens Flemming**

## Diversitäten eines Sehnsuchtswortes. Die Historiker Dietmar Süß und Cornelius Torp schreiben über Erscheinungsformen und Reichweite von Solidarität seit dem 19. Jahrhundert

Es gibt Zeiten, in denen ist das Wort in aller Munde; und es gibt solche, in denen der Gebrauch abnimmt, Gefühle der Betroffenheit schwinden und die Menschen sich anderen Problemen zuwenden. Schon das lässt ahnen, dass Solidarität keine unverrückbare Größe ist. Weder Bedeutung noch Funktion sind eindeutig zu fixieren. In ihnen schwingt, wenn es konkret wird, nicht selten Parteilichkeit mit, auch handfeste Interessen spielen eine Rolle. Das hat Rückwirkungen auf die Akzeptanz, schränkt das Engagement ein oder weitet es aus, fördert Strategien der Mobilisierung oder schwächt sie ab. Nicht jeder, der die Notwendigkeit von Solidarität beschwört, bindet sie in sein Handeln ein, wenn es ernst wird. Zwischen Absichtserklärungen und Realisierung klaffen bisweilen Abgründe. Wir haben es demnach mit einem polyvalenten Begriff zu tun. In ihm sammeln sich Hilfs- und Projektionsbedürfnisse, Rufe nach Gleichheit und Gerechtigkeit. Solidarität trägt gleichermaßen Imperativ und Sehnsucht in sich, sie verkörpert das Ersehnte, das Gute, Entsolidarisierung das Gegenteil, das Verwerfliche, das, was den Zusammenhalt von Gesellschaften zermürbt. Solidarität zielt auf eine bessere Welt, hat deren Funktionsfähigkeit im Blick, ist ein Ausdruck der Selbstvergewisserung, aber auch ein instrumentalisierbares Klingelwort, ein Kampf-, Ideologie- und Polarisierungsbegriff, dienlich der Integration wie der Desintegration, jeweils abhängig von Konstellationen, Machtverhältnissen und intellektuellen Konjunkturen.

Zur Illustration eine Randbemerkung. Die Weimarer Republik war, ungeachtet mancher Malaisen, eine Hochzeit der Sozialpolitik. Deren Ausgestaltung und die ihr zugrundeliegenden Prinzipien waren allerdings umstritten. Neu war, dass die Verfassung nicht nur individuelle, sondern erstmals auch kollektive Rechte verzeichnete. Das ging so weit, dass in den Räteartikeln so etwas wie Parität von Kapital und Arbeit postuliert wurde. In der Praxis war dies zwar nicht mit

---

**Dietmar Süß/Claudius Torp (2021):** Solidarität. Vom 19. Jahrhundert bis zur Corona-Krise, Bonn: J.H.W. Dietz. 215 S., ISBN 978-3-8012-0622-2, EUR 20,00.

---

**GND: 10.18156/eug-1-2022-rez-16**

Leben zu füllen, je länger desto weniger; immerhin waren damit jedoch Normen in der Welt, die der Gegenwart wie der Zukunft als Leitschnur hätten dienen können. Dass dem nicht so war, zeigt, wie umstritten dieser Bereich der Gesellschaftspolitik war, ja, wie viel Sprengkraft in ihm steckte. Es wundert daher nicht, dass es über Solidarität als Maxime der Orientierung und Aktion keinen Konsens gab. Zugleich, so scheint es, war das Interesse daran jenseits der Arbeiterbewegung nicht besonders ausgeprägt, auch in der Wissenschaft nicht. Als Indiz dafür mag gelten, dass das renommierte *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* keinen eigenständigen Eintrag zur Solidarität enthält, wohl aber einen über ›Solidarismus‹, über jenes System der sozialen Philosophie und Praxis, das von Frankreich aus nach Deutschland übergeschwappt war.<sup>1</sup> Dort nun hatte Solidarität ihren Platz, freilich keinen dominanten. ›Solidarismus‹ galt als Beitrag zur Präzisierung christlich-katholischer Vorstellungen. Darin äußerte sich Kritik am Liberalismus wie am Kapitalismus, das Ganze lief auf den Versuch hinaus, Gemeinschaft und ihre Glieder zusammenzudenken und deren Verbundenheit zum »beherrschenden Prinzip menschlichen Zusammenlebens« zu erheben (18).

Das Zitat ist dem Buch von Dietmar Süß und Cornelius Torp entnommen. Deren Anliegen ist es, einem vielfach be- und teilweise vernutzten Begriff historisch fundierte Konturen zu verleihen, ihn dadurch operabel zu machen, seine Bedeutungen und Stoßrichtungen zu erfassen und ihn aus den Sphären wohlmeinender Beliebigkeiten herauszulösen. Solidarität ist, so schreiben die beiden Verfasser, eine »partikulare Norm«, die sich auf eine »bestimmte Gruppe von Menschen« bezieht, die »etwas gemeinsam haben: einen Beruf, eine religiöse oder politische Überzeugung, die Nationalität oder Hautfarbe« (11). Die Konsequenz daraus sind Inklusion und Exklusion. Wer dazugehört, wird ein-, die anderen werden ausgeschlossen. Es geht also um den »Zusammenhalt unter Gleichen« (12). Welche Folgen daraus für die Einzelnen, die Gruppen und die Gesellschaft erwachsen, muss in jedem Fall geklärt werden, lässt sich weder pauschalisieren noch im Vorhinein verharmlosen oder dämonisieren. Gleiches gilt für die verschiedenen Epochen. Keine ist mit anderen identisch, entsprechend unterschiedlich sind die Konzepte und die Praktiken von Solidarität. Darin spiegeln sich, so die Autoren, »sehr unterschiedliche historische Erfahrungen« (12), die zugleich jedoch mit dem Postulat der Universalität konfrontiert

(1) Theodor Brauer (1926): Solidarismus, in: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, 4. Aufl., Bd. 7, Jena: Gustav Fischer, 503–507.

waren. Ob und inwieweit diese beiden Ebenen einander fördern oder behindern: dies mit Hilfe evidenzbasierter Analysen aufzuschlüsseln, gehört zu den genuinen Aufgaben der Historikerzunft, zu der auch Süß und Torp gehören.

In diesem Sinn entfalten die Autoren eine Tour d'Horizon, auf der man von den Anfängen bis in die Gegenwart wandern, verschiedene Manifestationen, verschiedene Dimensionen und Tonalitäten der Solidarität entdecken kann. Manches davon ist vertraut, aber in den Kontexten, in die es eingebettet wird, regt es zum Nach- und Weiterdenken an. Den Auftakt macht die entstehende Arbeiterbewegung in Deutschland und England, für die Solidarität ein wichtiges Moment zum Aufbau einer allmählich wachsenden »Organisationsmacht« war (27). Deren Fundament war ein steter Zustrom von Mitgliedern, der die Kassen füllte, die Finanzierung von Streiks ermöglichte und half, in mühsamen Prozessen nach und nach Arbeits- und Lebensbedingungen zu verbessern. Aber es gab, wie die Autoren einräumen, auch Schattenseiten. Die Einbeziehung ungelernter Arbeiter erfolgte spät, ebenso die der Frauen, von den ländlichen Arbeitern ganz zu schweigen. Vor allem hier stieß gewerkschaftliche Solidarität an Grenzen, die namentlich im Kaiserreich von der staatlichen Gesetzgebung, von patriarchalischen Traditionen und den Beharrungskräften der Gegenspieler, der Gutsherren und Bauern, gezogen wurden. Dies wird angedeutet, hätte aber, wie anderen Orten auch, ein gewisses Maß an Vertiefung verdient. Denn Solidarität war keine ungebrochene Aufwärtsbewegung; sie war, wie immer wieder deutlich wird, keine Einbahnstraße, musste ideologisch tiefgreifende Konflikte verdauen, darüber hinaus Rückschläge gewärtigen, überhaupt Rahmenbedingungen einkalkulieren, die nicht von Wohlwollen zeugten, vielmehr darauf aus waren, den Elan, der sie beflügelte, zu konterkarieren.

1914 trat Klassensolidarität mit nationaler Solidarität in Konkurrenz. Überhaupt war Solidarität kein ausschließlicher Tummelplatz der Arbeiterbevölkerung. Beansprucht wurde sie von vielen. Gekämpft wurde in ihrem Namen in zahlreichen Arenen. Entschiedene Gegnerschaft artikuliert sich mit jeweils eigenen Zuschreibungen und Losungen auf der radikalen Linken wie auf der radikalen Rechten. Letztere erkor ›Volksgemeinschaft‹ zur angeblich klassenüberwölbenden Leitparole, die Solidarität einebnete, ablöste und überflüssig erscheinen ließ. Dies kennzeichnete die Gegebenheiten im ›Zeitalter der Extrem‹ (vgl. 47). Schwierig war wegen des Antagonismus von Sozialdemokraten und Kommunisten schon die Organisation der Hilfsaktionen gegen die im Russland der Bürgerkriegsära grassierende Hungersnot; nicht weniger

verzwickt war es, während der sich zuspitzenden antisemitischen Repression des NS-Regimes die Rettung von Kindern aus jüdischen Familien durch Verschickung nach England zu bewerkstelligen. Auch die spanische Republik erlebte im Kampf gegen General Franco und seine Truppen keine ungeteilte Solidarität, denn die Kommunisten verfolgten ihre eigene Agenda, schreckten vor Terror und Spaltung des eigenen Lagers nicht zurück. Nicht weniger prekär waren die Erfahrungen der Häftlingsgesellschaften in den Konzentrations- und Vernichtungslagern. »Partikulare Solidarität erlebte hier«, resümieren die Autoren, »ihre radikale Zuspitzung im Kampf ums Überleben« (76).

Naturgemäß änderten sich Bezüge und Reichweiten von Solidarität nach 1945. Deutlicher als in den Jahrzehnten zuvor internationalisierte und pluralisierte sie sich. Das geschah »im Zeichen von Dekolonisation, Ost-West-Konflikt und prosperierender Konsumgesellschaft« (78). Die Welt und die Menschen rückten enger zusammen. Die sich wandelnden Mediensysteme taten ein Übriges. Einfacher wurde dadurch nichts. Ob, und wenn ja, wie sich ältere Formen und Traditionen einer grenzüberschreitenden Solidarität der Arbeiter würden übertragen lassen auf die Unabhängigkeitsbewegungen in Afrika und Asien: Dies beschäftigte die Gemüter hüben wie drüben, warf Fragen nach den Adressaten auf. Was Freiheit und Gerechtigkeit konkret bedeuteten, war unter Sozialdemokraten und Kommunisten nach wie vor höchst umstritten; wie man auf Erhebungen in den Kolonien reagieren sollte, etwa auf den Algerienkrieg der Franzosen; ob, in welchem Umfang und wem Hilfe gewährt werden sollte: dies waren Probleme, die ohne Spannungen kaum zu bewältigen waren. Das setzte sich fort in den Kämpfen der polnischen Regierung gegen die gewerkschaftliche *Solidarność* in den 1980er Jahren und in den bis heute währenden Auseinandersetzungen um Rassismus und die Emanzipation der Frauen, um die Solidarität mit Migrantinnen und Migranten, gleichviel aus welchen Motiven sie nach Europa kommen – und was immer auch Konflikte um Reichweite, Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft des Sozialstaats auslöste. Stets ging es dabei um die Bereitschaft, von Solidarität nicht nur zu reden, sondern diese auch zur Leitschnur des eigenen Handelns zu erheben.

»In das Korsett einer »Meistererzählung««, heißt es am Ende des Bandes, lasse sich die »Geschichte der Solidarität« nicht »zwängen« (176). Das bestätigt die Lektüre auf Schritt und Tritt. In der Bilanz, die Süß und Torp ziehen, werden vier »zentrale Merkmale« (176) hervorgehoben. Zunächst die Qualität als »Kampfbegriff« (177), die sich im Laufe der Jahrzehnte herausgebildet, globalisiert und vernetzt hat; dann die

Formen der Institutionalisierung in Gestalt des Wohlfahrtsstaats. Von einer dadurch bedingten Abnahme oder »Verengung« der Solidarität sprechen die Autoren nicht, sondern eher von Prozessen eines »Umbaus« (180), der in den Industriestaaten des Westens durch relativ hohe, zumeist steigende Positionen in den Budgets gekennzeichnet ist. Die davon angestoßenen Debatten und die Rückwirkungen auf handelsübliche Vorstellungen von Solidarität wären im Detail noch genauer zu untersuchen. Drittens geht es um das »Spannungsverhältnis von Partikularismus und Universalismus« (180), auch dies nicht frei von Konflikten und divergierenden Interessen, zudem behaftet mit fließenden Grenzen. Das vierte Merkmal zielt auf die Frage der »Reziprozität«, die sich selten in einem idealtypisch gedachten »wechselseitigen Geben und Nehmen« erschöpft (182). Hier sind Ungleichgewichte zu beobachten, die sich mit Machtansprüchen paaren. Neu in der Entwicklung sind zwei Veränderungen: die »Pluralisierung und Ausweitung von Solidaritätsvorstellungen« (184), die sich keineswegs in geradlinigen, widerspruchsfreien Bahnen bewegen. Daneben drängen Tendenzen nach vorn, in denen sich die »Entkopplung der Solidarität von lebens- und arbeitsweltlichen Bindungen« abbildet (187), was deren Individualisierung und jederzeit mögliche Neigungen, sie wieder zu revidieren, stärken dürfte.

Allein, so der Schlusssatz des Buches, dem nichts hinzuzufügen ist: »Solidarität ist nicht umsonst, sie ist stets umstritten und um sie muss auch in Zukunft gerungen werden.« (189)

---

Jens Flemming, \*1944, Prof. Dr. phil., bis 2009 Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Kassel (JensFlemming@gmx.de).

---

---

**Zitationsvorschlag:**

Flemming, Jens (2022): Rezension: Diversitäten eines Sehnsuchtswortes. Die Historiker Dietmar Süß und Cornelius Torp schreiben über Erscheinungsformen und Reichweite von Solidarität seit dem 19. Jahrhundert. (Ethik und Gesellschaft 1/2022: Wohnvermögen). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2022-rez-16> (Zugriff am [Datum]).

---



**ethikundgesellschaft**  
**ökumenische zeitschrift für sozialetik**

**1/2022: Wohnvermögen**

Uwe Höger: Wohn-Vermögen. Zur wohnungswirtschaftlichen, politischen und biographischen Bedeutung des Einfamilienhauses in Deutschland

Gisela Schmitt: Wohnen auf gemeinsamen Boden

Corinna Hölzl: Potenziale und Grenzen von Housing Commons zur Reduzierung der Ungleichverteilung von urbanem Wohnvermögen – Das Beispiel des Mietshäuser Syndikats

Vanessa Lange, Jan Üblacker: Ländliche Gentrifizierung und soziale Konflikte. Das Beispiel Gerswalde bei Berlin

Julian Degan: Die Entwicklung der Wohnraumpreise. Wie die Wohnungsfrage wieder zu einer sozialen Frage wurde

Torsten Meireis, Lukas Johrendt, Clemens Wustmans: Die Stadt als Garten. Zum Recht auf urbanes Wohnen im Nachhaltigkeitskontext